



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de



FÜNF TAGE IM MAI

Roman

ELISABETH R.
HAGER

KLETT-COTTA

Der Gedichtvers auf S. 150 von Georg Trakl entstammt folgender Ausgabe: Georg Trakl: »Kasper Hauser Lied« in *Sebastian im Traum*. K. Wolff Verlag 1915.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2019 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: ANZINGER UND RASP Kommunikation GmbH, München
unter Verwendung eines Fotos von Private Collection/Photo

© Christie's Images/Bridgeman Images

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,
Regensburg

ISBN 978-3-608-96264-2

Für Sebastian Pletzer, meinen Urgroßvater

Who ever desires what is not gone? No one.

Anne Carson

Die Gefühle sind wahr. Die Geschichten erfunden.
Ähnlichkeiten zu Lebenden und Toten zufällig.

DONNERSTAG, 8. MAI 1986

Pocket Coffee

Weiß in allen Schattierungen standen wir vor der gelben Kirchenrakete. Zwei Dutzend Friedenstauben, zum Abflug bereit, bange Blicke in die Menschenmenge werfend, in der unsere Eltern eben erst verschwunden waren. Hier und da zupfte eine angespannte Mutter noch an einem Kleidchen oder rammte eine Haarnadel in die Turmfrisur ihrer Tochter. Glänzende Rücken, von Mädchenarmen baumelnde Stoffe, weißbebanderte Schöpfe, in denen der Wind spielt. Wir waren in dünne Jäckchen gehüllt, trugen Wollstrumpfhosen unter Spitzenkleidern. Es war Mai, aber wissen tut man schließlich nie. Die Buben in ihren dunklen Anzügen standen abseits, nicht so ordentlich wie wir, doch auch nicht so lärmend wie sonst. Die Sonne wärmte mir den Rücken, doch meine Füße in den dünnen Lackschuhen blieben eiskalt.

Ich erinnere mich nicht immer an Gerüche, aber ich habe das gedämpfte Geschnatter im Ohr. Und ich sehe den Himmel über uns, einen Vormittagshimmel, über den sich zwei dünne Kondensstreifen ziehen.

Meine Freundinnen Fritzi und Barbara gefielen mir, ihre kunstvoll geflochtenen Haare mit den Blumen darin. Ich gefiel mir nicht. Natürlich, auch ich trug ein weißes Kleid, sogar eins mit Reifrock. Doch dem eigenen kritischen Blick hielt ich nicht stand. Markus, der im Unterricht neben mir saß, nannte mich immer Peppermint Patty wie das rothaa-rige Mädchen von den Peanuts. Dabei war und ist mein Name Illy, kurz für Leonore. Das Peppermint-Patty-Gerede kam mir genau so lange schmeichelhaft vor, bis ich Peppermint Patty zum ersten Mal sah: ein dickes, neunmalkluges Mädchen im Fußballtrikot, das von ihrer besten Freundin *Sir* genannt wurde. Der Vergleich kränkte mich, schließlich saß irgendwo an der Rückwand meines siebenjährigen Hirns der Wunsch, nicht nur tollkühn, tapfer und klug zu sein, sondern auf blödsinnige Art auch bildschön. Dem gängigen Ideal mädchenhafter Schönheit, das als Fritzi, Steffi oder Biggi weißgewandet um mich herumwogte, entsprach ich aber nicht. Und mein Kleid täuschte kaum darüber hinweg. In meinem Eifer, dem Prinzessinnenbild einige Zentimeter näher zu rücken, hatte ich mich beim Einkaufen mit Tante Bea in ein zu enges Kleid gezwängt und behauptet, es passe ausgezeichnet. In diesem Ding steckte ich jetzt und rang nach Luft. Dass ich das einzige Mädchen mit streichholzkurzem Haar war, ließ sich allerdings nicht wegzaubern.

Meine Eltern und Tante Bea nickten mir aufmunternd zu. Nur Tat'ka, meinen Urgroßvater, sah ich nirgends, was

mir komisch vorkam, schließlich war er schon der Größe wegen kaum zu übersehen. Papa strahlte unter seinem frisch gestutzten Schnauzer. Die Wangen meiner Mutter blühten vor Aufregung, ihre Augen ruhten stolz auf meinem Kleid. Onkel Martin umschwirrte die Szene wie ein Satellit mit seiner Super-8-Kamera. Er war ein kleiner Mann mit hochfahrendem Temperament, ein Technikfreak, nur zufrieden, wenn er hinter einem Objektiv oder einer Kameranlinse verschwinden konnte, tief in seine Arbeit versunken, im unumstößlichen Wissen, Bleibendes zu schaffen. Damals tyrannisierte er die Familie mit seinen Filmaufzeichnungen, die wir uns, begleitet von hunderten Erklärungen, in seinem Hobbykeller anschauen mussten. Duld-sam, als wären wir nicht dabei gewesen. Ausgerechnet den Film von meiner Erstkommunion habe ich nie gesehen. Oder ich erinnere mich nicht daran. Natürlich, ich könnte meinen Onkel danach fragen. Aber ich erinnere mich lieber auf diese Art, die vielleicht nicht der Wahrheit entspricht, aber was ist schon die Wahrheit?

Ich hätte mich über das kleine Komitee freuen können, das sich meinerwegen vor der Kirche eingefunden hatte. Stattdessen vermisste ich Tat'ka. Sobald ich sein von den Jahren gegerbtes Gesicht erblickte, fühlte ich mich sicher. Denn Tat'ka mochte mich, auch wenn ich nicht aussah wie eine Prinzessin.

Frau Häusler, der Klassenfeldwebel, trat auf den Plan und gab mit schneidender Stimme die Order: »In die Zweierreihen! Und dann wie besprochen: Einzug in die Kirche!«

Eifrig folgten wir ihren Anweisungen. Die Mädchen reihten sich hintereinander auf und warteten darauf, dass sich der verabredete Begleiter bei ihnen einfand. Ich

brauchte nach meinem nicht lange zu suchen, Markus war der Größte in der Klasse. Er brach aus der Bubentraube aus und latschte mit großen, eckigen Schritten herüber. Markus hatte ein Gesicht, lang wie ein Salzstangerl. Meins war rund wie eine Semmel. Keine Frage, wir passten zusammen.

»Was schaust' denn so grau, ist dir schlecht?«, fragte ich.

Er gab keine Antwort, nahm stattdessen meine Hand und blickte entschlossen nach vorn, ein Soldat vor dem Abflug ins Krisengebiet. Meine Eltern und Tante Bea grinsten und nickten nun auch ihm aufmunternd zu, während mein Onkel die Szene für die Nachwelt festhielt. Markus' Hand war klamm. Ich warf einen Blick auf Vronis französischen Zopf, roch das Gel in meinen kurzen Haaren und seufzte. Dann aber fielen mir Tat'kas Worte ein. *Haltung bewahren*. Selbst wenn ich das seltsamste Mädchen war, das je die Erstkommunion bekommen würde.

»Jetzt geh endlich«, zischte Markus plötzlich.

Sofort machte ich einen solchen Satz, dass ich gegen den seidenen Rücken vor mir knallte und eine holprige Welle auslöste, die sich auf die Paare vor uns übertrug und erst bei Katrin und Hansi am Anfang des Zugs verebbte. Im nächsten Moment hatte der Zug seine Stabilität wieder und schob sich wie ein taumelnder Tausendfüßler zur einsetzenden Orgelmusik durch die Kirchentür. Im Inneren umschlossen uns marmorne Kühle und der Geruch nach süßer Verzweiflung. Die Wände waren vom Stuck überwuchert. Heiligenstatuen starrten uns lebensmüde von den Mauervorsprüngen herab an, während wir uns in winzigen feierlichen Schritten durch das Mittelschiff bewegten. Damals wunderte ich mich, warum niemand das Gold aus der Kir-

che stahl. Wir hatten im Sachunterricht gelernt, dass es Armut gab auf der Welt und der Reichtum ungerecht verteilt war. Das Gold, das mir entgegenfunkelte, gehörte dem lieben Gott. Doch der brauchte es nicht, schließlich konnte er alles, was er sich wünschte, per Fingerschnipp erschaffen. Warum also gab man es nicht den Armen, die zu höflich waren, es selbst zu nehmen? Der liebe Gott hatte bestimmt nichts dagegen.

Immer ein Bub und ein Mädchen im Wechsel, machten wir in den vorderen Reihen Halt, vollführten einen Diener oder einen Knicks und nahmen der Reihe nach Platz. Zum ersten Mal fand ich Gefallen an meinem weiten Reifrock. Ich musste ihn hochheben wie einen Hula-Hoop-Reifen, um in die Kinderbank zu passen, und kam mir dabei wie eine Gräfin in einem Schwarzweißfilm vor. Ein langgezogenes Zischen ertönte. Der Warnpiff meiner Tante. Da sie mir verboten hatte, mich während der Messe nach der Familie umzudrehen, sah ich mich gezwungen, sie zu ignorieren. Stattdessen hob ich den Rock noch ein Stück höher, rückte in die Bankreihe und ließ mich neben Markus auf die Sitzfläche plumpsen. Rechts von mir fädelten sich Kicki und Franz Josef aus der 2a ein, mit denen ich bis zu diesem Tag noch nie ein Wort geredet hatte.

Kaum saßen wir, trat der Pfarrer, begleitet von einem Tross Ministranten, aus der Sakristei. Alles stand auf – selbst die Musik erhob sich –, und die Messe begann. Der bestickte Talar des Priesters, seine Stimme, der schöne Ring an seinem Finger. Viele meiner Klassenkameradinnen hatten die Kirche vor diesem Tag vielleicht drei- oder viermal betreten. Ich dagegen kannte mich hier aus. Seit

ich denken konnte, war ich jeden Sonntag mit meinen Eltern hergekommen. Ich liebte die Weihrauchschwaden, die mit Lametta geschmückten Christbäume, die Feuer in der Osternacht, aber vor allem den Chor der Stimmen, den Klang sich faltender Hände, das Stampfen hunderter Füße, das mechanische Aufstehen und Hinsetzen, das hastige Schnappen nach Luft am Ende jeder Rosenkranzstrophe. All das geschah, ohne dass jemand, kein Mensch jedenfalls, den Einsatz dafür gab. Beim Gedanken an die Messe beschleunigte mein Blut und schoss schneller durch die Kanäle unter der Haut.

Die Holzbänke knackten. Dann erhob sich die Gemeinde und riss auch die Neulinge mit. Augenblicke später begann ein Gemurmel, das ich unzählige Male gehört hatte, doch jetzt zum ersten Mal verstand: *Ich bekenne Gott, dem Allmächtigen, und allen Brüdern und Schwestern.* Hunderte halblaute Stimmen, synchron bis auf einen, Norbert, einen rotfleckigen Mann aus der Siedlung mit Downsyndrom, der einen Bart wie ein Wels hatte und jedes Wort exakt einen Schlag zu spät wiederholte. *Dass ich Gutes unterlassen und Böses getan habe.* Was soll ich schon gemacht haben, ging es mir durch den Kopf. *Ich habe gesündigt – gesündigt*, krächte Norbert – *in Gedanken. – Gedanken. In Worten. – Worten. Und Werken. – Werken.* Ach so? *Durch meine Schuld.* Hunderte Fäuste. Wie sie auf hunderte Brustkörbe knall'n. *Durch meine Schuld. Durch meine große Schuld.* Beim dritten Schlag fiel es mir ein: Ich hatte tatsächlich gesündigt! Schon vor einem halben Jahr. Bei der Kommunion hatte ich mit unschuldiger Miene den Schnabel geöffnet und den Pfarrer getäuscht! Als er mir die Hostie hineinsteckte, so getan, als wär das alles ganz normal. Das Kleben der Hostie am Gaumen. Ihr Geschmack

nach einem freudlosen Leben. Ja, ich hatte gesündigt. Diese Sätze galten mir. *Darum bitte ich die selige Jungfrau Maria, alle Engel und Heiligen und euch, liebe Brüder und Schwestern, für mich zu beten bei Gott, unserem Herrn – Herrn.*

Die Menge setzte sich. *Herr, erbarme dich unser.* Ich schaute zu Markus, der sich entspannt hatte und nun sorglos geradeaus blickte. *Christ, erbarme dich unser. Herr, erbarme dich unser.* Ich versuchte, mich abzulenken. Ich beobachtete den Pfarrer, der gerade das Gloria anstimmte. Er tänzelte um den Altar wie ein Boxer. Jede seiner Bewegungen präzise, leichtfüßig. Mir gefiel, was der Pfarrer tat, seine Arbeit, die Nähe zum lieben Gott. Vor Kurzem hatte ich meinem Uropa erklärt, dass ich später auch mal Pfarrer werden wolle. Die Vorteile lagen auf der Hand: Wenn der Pfarrer sprach, hörten alle zu. Er hatte ein silbernes Mikrofon und konnte, wann immer er Lust dazu hatte, mit Gott und Jesus reden, mit der Jungfrau Maria, allen Engeln und Heiligen. Tat'ka hatte mich schräg von der Seite angeschaut und gemeint, ich solle in die Politik gehen, wenn ich so ein Sendungsbewusstsein hätte. Nun geisterte dieses Wort durch mein Hirn, *Sendungsbewusstsein*. Und die Frage, ob es was Gutes war oder nicht.

Wieder zog es die Menge nach oben. Ich aber taumelte, aus dem Takt geraten. Im nächsten Moment aus hundertten Mündern das eine Gebet, nur ich saß stumm in meiner Reihe. Und dann: *Amen. Amen*, krächte Norbert, *Ameeen*, krächte ich den anderen hinterher, die sich längst schon wieder setzten. Ich strengte mich an dazuzugehören, wollte Teil dieses Körpers sein, der vielgliedrig sprach, aufstand, sich setzte, dem Trost gespendet wurde und verziehen. Auch mir musste doch, sollte doch. Oder?

Frau Knolle, unsere Religionslehrerin, trat vor und las ein Gleichnis aus der Bibel. Ich hörte angestrengt zu, doch aus allem, aus jedem einzelnen Satz sprach nur das eine: meine Schuld. Plötzlich war mir, als läge die vor Monaten erschlichene Hostie noch immer wie ein Stein in meinem Magen. Und mit ihr die drängende Frage: Welche Sünden hatte ich noch begangen?

Eine Welle der Übelkeit stieg in mir hoch. Kaum war der Brechreiz verebbt, schnappte ich nach Luft. Das Kleid konnte jeden Moment platzen. Ich warf Markus einen gequälten Blick zu.

»Mir ist schlecht.«

Er blickte beschämt nach vorn. Ich wollte nicht, dass er sich schämte, er sollte mir helfen. Ich versuchte es mit drastischeren Worten.

»Du, ich kotz gleich.«

Stille.

»Hey!«

Ich zupfte an seiner Anzugjacke. Erst tat er, als hörte er mich nicht, dann erbarmte er sich doch.

»Konn-znn-trier-dich-auf-n-Punnkt-in-der-Ferrne-unnschau-hinn-biss-ss-bess'r-geht.«

Markus konnte reden, ohne die Lippen zu bewegen. Trotzdem blickte er jetzt ängstlich nach hinten, ob ihn seine Mutter beim Schwätzen erwischt hatte, während ich versuchte, seinen Rat umzusetzen. Der schillerndste Punkt in der Ferne war der Ring an der Hand des Pfarrers. Er funkelte wie ein Tautropfen in einer Astgabel am frühen Morgen. Der Pfarrer sprach mit sanfter Stimme, einer Stimme, die ich mochte. Tante Bea hatte gesagt, ich sei auch ein Stimmtalent. Und: Man solle mich fördern. Ja, ja, sollte